

# Was macht den Menschen zum Menschen?

Der Wandel philosophischer Menschenbilder von der Antike bis in die Moderne

*Was den Mensch zum Menschen macht, ist gewissermaßen die Ur-Frage der Philosophie. Von den vier philosophischen Fragen, die Kant in seinem Werk „Logik“ formuliert, laufen die ersten drei alle auf „Was ist der Mensch?“ zu. Die Lehre vom Menschen, die Anthropologie, begründet, was der Mensch ist und was nicht, was menschliches Leben ist und damit auch, wann es aufhört und anfängt.*

*Die Grundlagen liegen in der Antike bei Platon und Aristoteles. Ihre Schriften klingen heute teilweise banal und manchmal mystisch. Doch zu ihren Lebzeiten – rund 350 Jahre vor Christus – waren die Texte revolutionär und bildeten für über tausend Jahre die Grundlage, auf die sich Philosophen stützten. Ihre historische Leistung besteht darin, „den Menschen“ erstmals philosophisch-strukturiert untersucht zu haben.*

## Platon: Der Dualismus des menschlichen Wesens

Kennzeichnend für ihre Denkweise ist ein Dualismus des menschlichen Wesens. Demnach ist der Mensch geteilt in den materiellen Körper, der vergänglich ist, und die immaterielle Seele, die überzeitlich ist. Die Seele allein ermöglicht menschliche Erkenntnis. Platon vergleicht sie mit dem Rationalen, dem Unsterblichen und dem Göttlichen (in einem atheistischen Sinn).

Platon zufolge gibt es eine Präexistenz und Postexistenz der Seele. Das heißt, die Seele wird zeitweise im Körper eingekerkert, wenn sie mit der Geburt wiedergeboren wird, und sie überdauert den Tod. Was wir als „Lernen“ bezeichnen, ist demnach nichts anderes als ein Erinnern an das Wissen, das die Seele in einem früheren Leben bereits erlangt hat. Für diese Ewig-Existenz der Seele liefert Platon zwei Argumente. Im Argument des Anfangs sagt er, dass die Seele unsterblich sein muss, weil sie niemals



Platon-Porträt von Max Ronnersjö / Wikipedia

angefangen hat, zu sein. Denn alles, was anfängt, ist aus irgendetwas entstanden. Was nicht entsteht, ist nicht. Wenn es allerdings aus etwas entsteht, ist es kein Anfang. Daher kann die Seele nur immerwährend sein, da sie nie angefangen hat. In seinem Argument von der Entstehung aus dem Gegenteil beschreibt Platon den Kosmos als einem ständigen Kreislauf zwischen Wachen und Schlafen, Entstehen und Vergehen, Geboren werden und Sterben. Liefere allerdings alles nur in eine Richtung – Schlafen, Vergehen, Sterben – käme der Kosmos irgendwann zum Stillstand. Es muss also eine dritte Instanz geben, die alles in Gang hält: die Seele. Sie erst ermöglicht Leben.

Wenn Platon auch abstrakt bleibt, was die Seele letztlich ist, so ist sein Menschenbild doch heute noch anschaulich. Leben beginnt mit der Geburt und endet erst mit dem Tod. Zwischen diesen beiden Punkten ist Erkenntnis möglich, egal in welcher körperlichen Verfassung oder in welchem Bewusstseinszustand sich der Mensch befindet. Auch Säuglinge, geistig behinderte, demente und sterbenskranke Menschen sieht Platon als erkenntnisfähig und damit genauso schützenswert wie gesunde Erwachsene. Denn sie leben.

## **Aristoteles: Die Seele als ein Bündel menschlicher Eigenschaften**

Aristoteles setzt bei Platons Dualismus an und bricht gleichzeitig radikal mit ihm. Er definiert die Seele (als Synonym auch „Geist“) nicht als Ding, sondern als Bündel von Fähigkeiten, die menschliches Leben erst möglich machen. Lebendige Dinge haben damit keine Seele, sondern sie sind „beseelt“. Was aber sind „beseelte“ Dinge? Aristoteles stellt zur Begründung eine Hierarchie der Organismen auf. Zunächst gibt es Dinge, die ein Ernährungsvermögen, das heißt Stoffwechsel und Fortpflanzung, haben. Das trifft nicht auf einen Stein, wohl aber auf Blumen, Mäuse und Menschen zu. Dann gibt es Dinge, die zu Sinneswahrnehmungen, Begierde und Ortsveränderungen fähig sind. Das trifft nicht auf Steine und Blumen, wohl aber auf Mäuse und Menschen zu. Zuletzt gibt es noch Dinge, die das Vermögen zu geistiger Überlegung haben. Das trifft für Aristoteles nicht auf Stein, Blume und Maus, sondern nur auf den Menschen zu. Er spricht den Tieren geistige Fähigkeiten ab, da diese keine Gedanken fassen können oder diese zumindest nicht äußern können.

Dadurch ist „die Seele“ kein Ding an sich, sondern ein Bündel dieser drei Fähigkeitskategorien, die Dinge erst lebendig werden lassen. Daraus folgt, dass menschliches Leben nicht ohne den Körper möglich ist, da dieser beispielsweise zur Fortpflanzung nötig ist. Und daraus folgt auch, dass der Mensch nicht allein dadurch als Mensch lebt, weil sein Körper existiert. Vielmehr benötigt er geistige Fähigkeiten. Hat ein Mensch diese geistigen Fähigkeiten indes nicht, ist er nach Aristoteles bloß ein gewöhnliches Tier und als Ding zu behandeln.



*Aristotelesstatue des Künstlers Lysippos  
Foto: Eric Gaba / Wikipedia*

## **Christentum: Ein Dualismus zwischen erlöstem und nicht-erlöstem Menschen**

An diese Unterscheidung zwischen Körper und Seele schloss sich begrifflich auch das Christentum in seiner Differenzierung von Fleisch und Geist an. Auch hier gibt es einen Dualismus, der sich durch die Existenz Gottes allerdings anders herleitet und ausdrückt als der platonisch-aristotelische Dualismus. Die Bibel predigt nämlich ein Leben des Menschen vor Gott und einen Glauben an Gott. Doch Fleisch und Geist meint nicht im traditionell-philosophischen Sinne die Unterscheidung zwischen materiell und immateriell, triebgeleitet und fromm, letztlich: böse und gut. Vielmehr meint Fleisch und Geist im Christentum die Unterscheidung zwischen dem erlösten und dem nicht-erlösten Menschen. Erlöst ist laut Neuem Testament, wer an die Auferstehung und Menschwerdung Jesu Christi glaubt. Wer christlich lebt, Gott fürchtet und nicht sündigt, kommt nach dem Tod ins Paradies und lebt dort weiter.

Anders als bei Aristoteles hat im Christentum jeder Mensch eine Seele, denn vor Gott sind alle gleich. Damit ist auch jeder Mensch gleich schützenswert, unabhängig von der Beschaffenheit seines Geistes. Es ist eine Überzeugung, die im deutschen Grundgesetz unter dem Begriff der „Würde des Menschen“ zum Ausdruck kommt. Diese Würde hat der Mensch an sich, er muss dafür keinerlei Anforderungen erfüllen.

Somit propagieren sowohl die antike Philosophie als auch das Christentum eine gewisse Unsterblichkeit des Menschen. Doch bei Platon ist die Seele immer unsterblich und trennt sich im Tod

nur vom Körper. Sie kommt also nur im Diesseits zum Ausdruck, wohingegen das Christentum ein christliches Leben postuliert, damit die Seele ewig ins jenseitige Paradies aufsteigen kann.

Während dieses christliche Menschenbild jahrhundertlang gesellschaftlich akzeptiert wurde, dominierte in der Philosophie vorwiegend die Überzeugung von der dualistischen Natur des Menschen. Beide Denkmuster gerieten erst ab dem 16. Jahrhundert durch das Erstarken der Naturwissenschaften ins Wanken. Dass Tiere völlig geistlos sind, war immer weniger haltbar. Zudem widerlegte Galileo Galilei das christliche Weltbild, indem er mit dem heliozentrischen Weltbild bewies, dass nicht die Erde, sondern die Sonne das Zentrum des Universums bildet.

### **Descartes: Modifizierung alter Gedanken mit neuen Fakten**

Descartes erstellte als erster ein umfassendes Menschenbild, das die neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse einband. Er stand in der Dualismus-Tradition, indem er den Körper von der Seele trennte. Descartes argumentiert, dass der Körper den Naturgesetzen unterworfen ist und mit ihnen erforscht



*Descartes-Porträt des Malers  
Frans Hals / Wikipedia*

werden kann, da er einen Raum besetzt. Er ist allerdings nicht beseelt. Stattdessen fühlt, denkt und entscheidet der Mensch allein mit dem Geist. Er gibt dem Gehirn Impulse, die vom Gehirn dann in Bewegungen des Körpers umgewandelt werden. Der Geist ist immateriell und kann daher nicht mit den Naturgesetzen beschrieben werden. Stattdessen überdauert er den Tod und führt die Identität des Menschen fort. Als empirischen Beleg für die Existenz des Geistes führt Descartes die Sprache an, die nur der Mensch hat und die seine Vernunftbegabung beweist. Weil der Mensch in seiner Wortwahl frei ist, kann er frei denken.

Descartes' Theorie ist der Versuch, die alte Lehre vom Dualismus unter neuen Umständen fortzuführen. Doch die Deutungsmacht des technischen Fortschritts wurde immer stärker. Wie groß der naturwissenschaftliche Einfluss war, verdeutlicht auch die Staatstheorie von Thomas Hobbes.

In seinem „Leviathan“ begründet Hobbes einen Staat, in dem Menschen im Naturzustand ihre vollkommene Freiheit abgeben und sich mit ihren Mitmenschen zusammenschließen, um in Frieden leben zu können. Es entsteht damit eine Gemeinschaft, in der die Staatsgewalt von allen, einigen oder einem ausgehen kann. Interessant ist das Menschenbild, das Hobbes zeichnet – heute wird diese Denktradition als metaphysischer Materialismus bezeichnet. Der Mensch gleicht dabei einer Maschine, deren Aufgabe es ist, sich selbst zu erhalten und sich zu vermehren. Dass der Mensch den Naturzustand verlässt, ist nicht seiner Vernunft geschuldet, sondern dem Umstand, dass es ihm in einer geregelten Gemeinschaft besser geht. Das Leben ist für Hobbes bloß noch eine Bewegung von Gliedern, die Gesetzmäßigkeiten folgen.

Hobbes' Theorie beweist eindrucksvoll, wie wissenschaftlicher Fortschritt gesellschaftliche Ansichten und Werte verändern kann. Galt der Mensch dank seiner Vernunftbegabung Jahrtausende lang als das edelste aller Geschöpfe, ist er nun zu einer Maschine verkommen, die ähnlich einer Dampfmaschine immerzu zwei Ziele verfolgt: Selbsterhaltung und Fortpflanzung. Es entwickelten sich nebeneinander drei Erkenntnisschulen, die zunehmend unvereinbar schienen: Die Religion, wonach sich der Mensch



als Geschöpf Gottes allein vor Gott rechtfertigen muss, um den Tod zu überdauern. Die Philosophie, wonach der Mensch durch einen Dualismus aus Körper und Geist konstituiert wird. Und die Naturwissenschaften, wonach der Mensch ein vernunftbegabtes Tier ist, dessen Leben sich empirisch – etwa in Form physikalischer Gesetze – beobachten und beschreiben lässt.

### **Kant: Erkenntnis braucht Wahrnehmung und Verstand gleichermaßen**

Erst Immanuel Kant gelang die Symbiose. Er unterschied dabei drei Arten von Erkenntnis bzw. Wissen, nämlich:

- (1) ein Wissen durch sinnliche Wahrnehmung (empirisch bzw. a posteriori), ferner
- (2) ein Wissen durch Nachdenken und gezieltes Anwenden von Definitionen (analytisch) sowie
- (3) ein Wissen durch philosophische Reflexion (synthetisch bzw. a priori).

„Unsere Erkenntnis entspringt aus zwei Grundquellen des Gemüts, deren die erste ist, die Vorstellungen zu empfangen (die Rezeptivität der Eindrücke), die zweite das Vermögen, durch diese Vorstellungen einen Gegenstand zu erkennen (Spontaneität der Begriffe); durch die erstere wird uns ein Gegenstand gegeben, durch die zweite wird dieser im Verhältnis auf jene Vorstellung (als bloße Bestimmung des Gemüts) gedacht. Keine dieser Eigenschaften ist der anderen vorzuziehen. Ohne Sinnlichkeit würde uns kein Gegenstand gegeben, und ohne Verstand keiner gedacht werden. Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind“, schreibt Kant. Er versöhnt damit die

Rationalisten, die menschliche Erkenntnis, wie etwa Platon, allein mit der Vernunft begründen, mit den Empiristen, für die Erkenntnis allein aufgrund der Sinne entsteht. Denn nach Kant hängt Erkenntnis damit einerseits von der Wahrnehmung der Dinge ab, die sich außerhalb unseres Geistes abspielen. Andererseits braucht es auch die Aktivität des Verstandes, der diese empirischen Daten nach Begriffen ordnet und schließlich Urteile dazu bildet, die wiederum in Sprache ausgedrückt werden können.

In der Unterscheidung zwischen Mensch und Tier steht Kant damit in der Tradition seiner Vordenker. Er spricht Tieren mangels Sprachvermögen geistige Fähigkeiten ab. Doch ihm gelingt auch, Neugeborene und Behinderte, die ebenfalls (noch) keine Sprachvermögen haben, klar von Tieren abzugrenzen. Denn wenn menschliche Erkenntnis aus Wahrnehmung und Geisteskraft besteht, dann ist nach Kant jedes Lebewesen ein vollwertiger Mensch, in dem das Potenzial zu geistiger Überlegung angelegt ist.



*Kantstatue in Kaliningrad  
Foto: Andreas Toerl / Wikipedia*

### **Von Kants deontologischer Handlungsethik zur Teleologie**

Kants Anthropologie und besonders seine Handlungsethik ist deontologisch. Das heißt, für Kant ist die Handlung an sich gut oder schlecht. Das entscheidende ist, ob sie einer moralisch richtigen Regel folgt. Kant fasst seine Ethik im kategorischen Imperativ zusammen: „Handle nur nach derjenigen Maxime,

durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“ Diese Sichtweise bewertet menschliches Handeln losgelöst von den Konsequenzen des Handelns. Beispielsweise ergibt sich aus dem kategorischen Imperativ recht eindeutig ein Tötungsverbot, denn eine Gesellschaft kann nicht wollen, dass Töten allgemein gut ist.

Die Deontologie steht der Teleologie gegenüber. Hier ist das Ziel der Handlung entscheidend – wie dieses Ziel erreicht wird, ist minder wichtig. Eine teleologische Ethik ist der Utilitarismus; eine Denkschule, die Jeremy Bentham im 18. Jahrhundert entwirft. Er löst sich vom Dualismus der menschlichen Natur und beschreibt den Menschen stattdessen als hedonistisches Wesen, dessen



*Ein Wachsmuseummodell von Benthams Kopf.  
Foto: ceridwen / Wikipedia*

einziges Lebensziel es ist, sein Glück zu steigern und sein Leid zu vermindern. Bentham stellt dabei die geistigen Fähigkeiten tendenziell über die körperlichen, da die ratio jede Handlung bestimmt, indem sie zwischen den Handlungsmöglichkeiten abwägt und entscheidet. Die Abwägung soll nach Bentham dem Grundsatz folgen, dass eine Handlung dann moralisch richtig ist, wenn sie mindestens der Mehrheit der Menschen, die von einer Handlung betroffen sind, mehr Glück bringt bzw. Leid erspart. Das heißt, dass bei einer Handlung alle möglichen Folgen beurteilt werden. Dabei folgt man dem hedonistischen Kalkül, wonach Folgen auf vier verschiedene Eigenschaften hin überprüft werden müssen: Intensität, Dauer, Wahrscheinlichkeit des Eintretens und zeitliche Nähe der Folgen. Schließlich wird die Glücks- mit der Leidbilanz abgewogen und entschieden, ob eine Handlung richtig ist oder nicht.

Anders als seine Vorgängertraditionen kennt teleologisches oder konsequentialistisches Denken damit keine absoluten Regeln. Jede Entscheidung ist situativ. Was heute gut ist, könnte morgen falsch sein, wenn es nicht das Glück maximiert. Damit gibt es auch kein absolutes Tötungsverbot. Der Utilitarismus sagt nämlich nicht, dass ein Mensch per se schützenswert ist. Wenn sein eigenes bzw. das Leid der Gesellschaft durch den Tod minimiert wird, kann eine Tötung dem Utilitarismus zu Folge ethisch korrekt sein.